



Materialien aus der Ausstellung

Einführungstext

Städte sind immer von Migration geprägt: von Menschen, die einwandern, auswandern, die Schutz, Arbeit oder ein neues Leben suchen, die sich niederlassen, die pendeln oder vorübergehend bleiben – freiwillig, aus der Not heraus oder unter Zwang. Berlin und der Bezirk Friedrichshain-Kreuzberg sind ohne Migration nicht denkbar.

Die Ausstellung *ortsgespräche* macht die Bedeutung von Migration für die Stadtgeschichte sichtbar. Gleichzeitig erzählt sie Migrationsgeschichte als selbstverständlichen Bestandteil von Stadtgeschichte.

Die Geschichte von Friedrichshain-Kreuzberg wird am Beispiel von Orten im Bezirk dargestellt. Die Orte erzählen von Ankommen und Aneignen, von Ausgrenzung und Vereinnahmung, von politischen und sozialen Auseinandersetzungen, von Arbeit und Freizeit. In Geschichte und Gegenwart erschaffen, nutzen, verändern und prägen Menschen diese Orte.

Die Erinnerungen an die Geschichte dieser Orte sind so unterschiedlich wie die Menschen, die in der Stadt leben. Ihre Erinnerungen können sich ergänzen oder widersprechen. Die Ausstellung *ortsgespräche* versucht, dieser Vielstimmigkeit gerecht zu werden.

Zur Vorbereitung der Ausstellung fanden mehrere Workshops mit sozial, politisch und kulturell engagierten KreuzbergerInnen und FriedrichshainerInnen statt. In diesem Zusammenhang gründete sich ein Beirat, der dem Projekt beratend zur Seite stand.

In dieser Etage der Ausstellung werden sechs Orte ausführlich vorgestellt: das Urbankrankenhaus, die Oberbaum City, die Samariterkirche, die Karl-Marx-Allee, der Görlitzer Park und der Mariannenplatz.

Eine Etage höher, in der 3. Etage, werden die BesucherInnen zu einem Spaziergang durch das virtuelle Friedrichshain-Kreuzberg eingeladen. Zehn audiovisuelle Thementouren führen zu mehr als 100 Orten im Bezirk. KreuzbergerInnen und FriedrichshainerInnen erzählen ihre persönlichen Ortsgeschichten.

Die BesucherInnen sind in beiden Etagen eingeladen, eigene Ortsgeschichten beizutragen. Wir freuen uns auf neue Ortsgespräche!
ortsgespraech@kreuzbergmuseum.de



**GÖRLITZER
PARK**

Auszüge aus den Ausstellungstexten

Eisenbahnbau und Stadtwachstum

Auf dem Gelände des heutigen Görlitzer Parks wurde im Jahr 1866 der Görlitzer Bahnhof eröffnet. Der Ausbau der Verkehrswege beförderte Industrialisierung und Stadtwachstum im 19. Jahrhundert. Güter ließen sich schneller und leichter transportieren. Ebenso konnten sich Menschen nun wesentlich einfacher fortbewegen.

So suchten etliche Menschen aus Brandenburg, Schlesien, Ostpreußen, Pommern und anderen ländlichen Provinzen ihr Glück in Berlin. Besonders zahlreich waren LandarbeiterInnen, die Arbeit in Fabriken, im Gastgewerbe, in Haushalten und im Eisenbahnbau fanden.

Neue Wohnquartiere entstanden, so auch in der unmittelbaren Umgebung des Görlitzer Bahnhofs. Hier wohnten Anfang des 20. Jahrhunderts viele der Neu-BerlinerInnen in beengten und elenden Verhältnissen.

Experimentierfeld Görlitzer Brache

Der Kreuzberger Bürgermeister Willy Kressmann (SPD) schlug bereits 1959 vor, das Gelände des Görlitzer Bahnhofs in einen Park umzuwandeln. Zunächst aber verfiel die Bahnanlage, die teilweise kriegsbeschädigten Gebäude wurden bis 1976 gesprengt, das Gelände wurde zur Brache.

Lange Zeit blieb unklar, wer für die Fläche an der Grenze zwischen Ost- und West-Berlin zuständig war: die DDR-eigene Deutsche Reichsbahn, der die Gleisanlagen gehörten, oder das Land Berlin, denn das Bahnhofsgelände befand sich auf West-Berliner Gebiet.

AnwohnerInnen nutzten das vernachlässigte, verwilderte Gelände: als Abenteuerspielplatz, als Fundort von Brenn- und Baumaterial, als künstlerische Wirkungsstätte oder zum Verweilen. Gewerbetreibende und eine Moscheegemeinde bezogen die ehemaligen Lagerhäuser und ein Kinderbauernhof entstand.

Auch das umliegende Wohnquartier änderte sich. Nun wohnten hier viele der EinwanderInnen, die die Bundesrepublik als Arbeitskräfte aus der Türkei, Jugoslawien und anderen Ländern anwarb. StudentInnen, Bundeswehrflüchtlinge und linksalternative LebenskünstlerInnen aus westdeutschen Kleinstädten zog es ebenso nach Kreuzberg.

Ein Stadtpark für alle?

In den 1960er und 1970er Jahren plante der West-Berliner Senat eine Stadtautobahn quer durch Kreuzberg und über das Gelände des Görlitzer Bahnhofs. Dies war Teil eines größeren Sanierungsprojekts: Altbauten sollten abgerissen, neue Wohnkomplexe errichtet werden. Viele KreuzbergerInnen wehrten sich dagegen. Sie forderten, an der Stadtplanung unmittelbar beteiligt zu werden. Sie besetzten und renovierten Häuser und gründeten Bürgerinitiativen. So setzten sie ihre Forderungen in die Tat um.

AnwohnerInnen des Bahnhofsgeländes setzten sich für einen Stadtpark ein. Ihr Engagement ließ den Berliner Senat schließlich einlenken. In zwei Wettbewerben, 1977 und 1984, konnten die BürgerInnen Vorschläge für die Nutzung und die Gestaltung des Geländes machen.

Die Verwirklichung Parkidee gilt heute als ein Beispiel der politischen Kultur der Bürgerbeteiligung in Kreuzberg. Doch wer konnte seine Ideen verwirklichen? Der Vorschlag eines Türkischen Kulturzentrums mit Gebetsraum gewann keine Mehrheit. Die Moschee-Gemeinde musste weichen, ebenso die Gewerbetreibenden.

Der Görlitzer Park – geliebt, verraten und verkauft?

Der nur 14 Hektar große Görlitzer Park ist die größte Grünfläche Kreuzbergs. Hier verbringen AnwohnerInnen, andere BerlinerInnen und TouristInnen besonders in den Sommermonaten ihre Freizeit. Vielen gilt der Park als Sinnbild für ein multikulturelles

und weltoffenes Berlin. Aber auch heute wird immer wieder um seine Pflege und Nutzung gestritten.

Seit Maueröffnung 1989 liegen der Park und das Quartier im Zentrum der Stadt. Kreuzberg, seit Jahren ein Ort von KünstlerInnen und Alternativen, zieht neue LiebhaberInnen an. TouristInnen aus aller Welt erfreuen sich an seinem multikulturellen Flair. Viele Gewerbe, wie Cafés und Hostels, richten ihre Angebote auf die Zielgruppe der internationalen KurzzeitbesucherInnen aus. Steigende Grundstückswerte und Mieten verändern auch die soziale Zusammensetzung der EinwohnerInnen Kreuzbergs.

Mittlerweile fühlen sich viele der eingesessenen KreuzbergerInnen durch diese Veränderungen verdrängt. Sie fordern stärkere stadtplanerische und wohnungspolitische Steuerung. Oder sie ergreifen mit öffentlichkeitswirksamen Aktionen gegen die sogenannte Gentrifizierung selbst die Initiative.

Auswahl von Fotografien



„Grüß aus Berlin. Am Görlitzer Bahnhof“
Berlin, um 1900, Postkarte
© Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg



Kinderspielplatz auf dem Gelände des Görlitzer Bahnhofs, im Hintergrund das Bahnhofsgebäude und die Emmauskirche am Lausitzer Platz
Berlin, wohl 1950er Jahre, Fotografie
© Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg



KreuzbergerInnen sammeln Reste der hölzernen Deckenbalken der gesprengten Bahnhofshalle
Berlin, um 1975, Fotografie
© Bildarchiv Dieter Kramer, Berlin



Konzert auf dem Gelände
Berlin, 1988, Fotografie
© Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg



Transparent an der Mauer des späteren Görlitzer Park, im Hintergrund die Fatih-Moschee
Berlin, Mitte 1980er Jahre, Fotografie
© Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg



Der Görlitzer Park heute
Fotografin: Ellen Röhner
Berlin, 2011, Fotografie
© Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg

Auszüge aus den Video-Interviews mit ehemaligen Nutzern des Geländes und AktivistInnen für einen Görlitzer Park, 1980er Jahre

„Damals brauchte Deutschland Schweißer. In Istanbul war die Hauptvermittlungsstelle. Dann kam auch an meine Stadt diese Anfrage. Ich hab dann spaßweise gesagt: ‚Na jut, ick gehe auch mit.‘ (...)

Ich habe erst in einer Werft als Schweißer gearbeitet. Selbständig war ich ab 1970. Ich hatte eine Auto-Reparatur-Werkstatt und wollte mich vergrößern. Es hatte jemand in der Zeitung annonciert, dass auf dem Reichsbahngelände, Görlitzer Bahnhof, ein größeres Objekt zu vermieten sei. Ich habe einen Mietvertrag mit der Reichsbahn gemacht. Das Objekt auf dem Reichsbahngelände war unbenutzbar. Die Wände waren kaputt. Ich habe dann neu mauern lassen. (...)

Ich hatte zwei Mitarbeiter und einen Lehrling. Ich wollte mich noch vergrößern, aber die Stadt sagte: ‚Das darfst Du nicht.‘ Ich hatte investiert. Plötzlich hieß es: ‚Nein. Wir reißen ab!‘ Ich hatte keinen Mietvertrag. Ich konnte mich gar nicht mehr verteidigen. Es gab keine Entschädigung. Nichts. Ich habe alles umgeräumt, mit meinen Mitarbeitern zusammen. Tag und Nacht. Der Bagger stand da. Das war das Schlimmste.“

Unternehmer, betrieb in den 1980er Jahren eine Autowerkstatt auf dem Gelände des späteren Görlitzer Parks, 2011

„Die Fatih-Moscheegemeinde hatte dieses Gebäude im Ruinenzustand übernommen. Mit großem Aufwand hat man es restauriert, modernisiert.

Damals haben die Muslime nur eine geringe Miete gezahlt. Dieses Gebäude und das Gelände gehörten der Reichsbahn. Da haben sie etwa 150.000, 200.000 Mark ausgegeben und es in Ordnung gebracht. (...)

Die Zeremonien, die Feste, die islamischen Feste wurden dort gefeiert. Und dieses Gelände war hierfür eigentlich sehr geeignet. Die Räumlichkeiten der Moschee waren zu klein, aber da hatten sie auch noch eine große Terrasse gebaut und Tausende und Abertausende Leute kamen so zusammen, zu den Festen. Das war ausgezeichnet, sehr schön, eine Freiheit. Irgendwann wurden sie gekündigt. Das war natürlich bitter. (...)

Und inzwischen hatten auch die türkischen Sozialisten ein Interesse daran, ihr Kulturzentrum zu gründen. Aber sie waren ja eine Minderheit. Sie haben sich etwas einfallen lassen. Sie sagten sich: ‚Eigentlich stellen die Moscheegemeinden ja die Mehrheit dar. Wir sammeln dort mal Unterschriften, um unser Projekt zu realisieren.‘“

Ehemaliger Sprecher der Fatih-Moscheegemeinde, 2011

„Wir als AG Ausländer wollten das Bedürfnis Religion in einem Kulturzentrum mit Gebetsraum einbetten, nicht extra als Moschee. Ein Kulturzentrum, wo normale Kulturaktivitäten, Beratungsaktivitäten, und auch Festlichkeiten stattfinden sollten. (...)

Solange wir keine Interessenskollision mit den deutschen Fachgremien und aktiven Leuten hatten, ging alles ganz gut. Aber sobald wir unser Interesse an diesem

Gelände erklärten und dann sogar mit der Idee eines Kulturzentrums mit Gebetsraum auftauchten und auch noch einen türkischen Architekten hatten und einen Plan auf den Tisch legten, war die Auseinandersetzung eine ganz andere.“

Ehemaliges Mitglied der AG Ausländer im Verein SO 36, 2011

„Das war ja so ein Senatslager für Presskohlen. Also riesige Kohlenberge, die dann von Zeit zu Zeit mal in Brand geraten oder in Schwelbrand. Und überall rings war Müll. Die Kinder hatten hier nicht groß was zum Spielen und die alten Leute hatten nichts zum Spaziergehen. Da habe ich gedacht: ‚Da lässt sich etwas draus machen – 14 Hektar. Da kann jeder glücklich werden.‘
(...)

Wir mussten erstmal vorher den Senat überzeugen, dass ein Wettbewerb ausgeschrieben wird. Der Bezirk hat sich gegen alles gewehrt. Und der Senat zum größten Teil auch. (...) Ich habe mich davon nicht unterkriegen lassen. Ich bin von Stelle zu Stelle gegangen und habe die Leute angesprochen. (...) Und dann kam die Verlegung der Betriebe. Wir haben den Leuten versprochen, dass sie alle ihr Gewerbe behalten. Und wir haben auch den türkischen Leuten versprochen, dass sie irgendwo auf dem Bahnhof eine kleine Stelle kriegen, aber keine große Moschee. Weil sonst hier der Ärger los geht mit unseren deutschen Anwohnern. Die sagen dann: ‚Dort wird eine große Moschee gebaut und wir haben nichts.‘“

Ehemaliges Mitglied der AG Görlitzer Park (später Verein Görlitzer Park), 2011

SAMARITER- KIRCHE



Auszüge aus den Ausstellungstexten

Kirchenbau, Arbeiterbewegung und Einwanderung

Während des Deutschen Kaiserreichs (1871-1918) beförderten Monarchie und evangelische Kirche den Bau neuer Gotteshäuser in der Hauptstadt Berlin. Zwischen 1890 und 1900 wurden rund fünfzig evangelische Kirchen errichtet. Darunter war auch die 1894 eingeweihte Samariterkirche.

Ende des 19. Jahrhunderts galt Berlin als die unchristlichste Hauptstadt Europas. Viele wandten sich von der Kirche ab. In Arbeiterbezirken wie Friedrichshain übte dagegen die Arbeiterbewegung eine große Anziehungskraft aus. Sie bot zahlreichen Menschen überzeugendere Antworten auf ihre soziale Not.

Dieser Entwicklung wollte das Bündnis von Thron und Altar mit der Errichtung neuer Kirchen entgegenwirken. Zugleich war die Kirchenbauwelle eine Antwort auf das rasante Wachstum der sich industrialisierenden Metropole Berlin.

Auf freiem Feld errichtet, stand die Samariterkirche wenige Jahre später mitten in einem dicht bebauten Quartier. In die Mietskasernen zogen EinwanderInnen aus dem Umland und den östlichen Provinzen des Deutschen Reiches.

Pfarrer Wilhelm Harnisch: engagiert, rebellisch und streitbar

Der vielseitig engagierte Geistliche Wilhelm Harnisch (1887, Berkau-1960, Frankfurt/Main) war von 1931 bis 1953 Pfarrer in der Samaritergemeinde.

Die soziale Not im Arbeiterbezirk Friedrichshain berührte den Neu-Berliner: Die Arbeitslosigkeit lag Anfang der 1930er Jahre bei 38 Prozent. Harnisch antwortete mit der Einrichtung eines Erwerbslosenladens.

Zwischen 1933 und 1945 war Harnisch einer der wenigen Pfarrer im Osten Berlins, die der Bekennenden Kirche angehörten. Die Bekennende Kirche richtete sich vornehmlich gegen die „Gleichschaltung“ der protestantischen Kirche im nationalsozialistischen Staat.

Nach 1945 kümmerte sich Pfarrer Harnisch um notleidende Flüchtlinge und baute Friedrichshainer Kirchen wieder auf.

Ein Freiraum für unangepasste Jugendliche

Ab 1974 bot die Samaritergemeinde dank des Engagements des oppositionellen Pfarrers Rainer Eppelmann Freiräume für unangepasste Jugendliche.

In der DDR (1949-1990) wurden Jugendliche kriminalisiert, die alternative Lebensformen jenseits der vom Staat vorgegebenen Wege anstrebten. Zu ihnen gehörten die sogenannten Tramper, Blueser oder Kunden, deren Musik der Blues war.

Von Juni 1979 bis September 1980 fanden in der Samariterkirche acht Blues-Messen statt. Es handelte sich um Jugendgottesdienste, die von live gespieltem Blues begleitet waren. In Sketchen und Spielszenen wurden gesellschaftspolitische Themen angesprochen, die in der DDR tabu waren: so zum Beispiel Wehrdienstverweigerungen und die Inhaftierung angeblich ‚asozialer‘ Jugendlicher.

Die Resonanz unter den Jugendlichen war enorm. 50000 BesucherInnen kamen zu den insgesamt zwanzig Blues-Messen zwischen 1979 und 1986 in die Samariter-, Auferstehungs- und Erlöserkirche.

Im Laufe der Zeit nahmen Staat und Kirchenleitung allerdings immer mehr Einfluss auf die Ausgestaltung der Blues-Messen, die dadurch ihre charakteristische Form einbüßten. 1986 beschlossen die VeranstalterInnen die Blues-Messen einzustellen.

Ein Begegnungs- und Zufluchtsort für MigrantInnen

Zur Zeit der DDR gab es nur wenig Berührungspunkte zwischen der Samaritergemeinde und in Friedrichshain ansässigen MigrantInnen. Der Schwerpunkt der Gemeindeaktivitäten lag auf der kirchlichen Oppositionsarbeit.

Mit der Wende 1989/90 schienen die Ziele der Opposition erreicht. Nun verlagerten sich die Aktivitäten der Gemeinde auf die sogenannte Ausländerarbeit. Einen großen Anteil hierbei hatte und hat die kirchliche Mitarbeiterin Edeltraut Pohl.

Die Ost-Berliner Stadtverwaltung gab bereits 1990 den ersten Anstoß. Sie bat die Gemeinde um Hilfe bei der Betreuung von jüdischen EinwanderInnen aus der Sowjetunion.

Heute ist die Samariterkirche ein wichtiger Treffpunkt für in Friedrichshain wohnhafte ehemalige VertragsarbeiterInnen und politische Flüchtlinge verschiedener Herkunft – unabhängig von ihrer Religionszugehörigkeit.

Die Samariterkirche ist nicht nur ein interkultureller Veranstaltungs- und Begegnungsort. Sie ist zugleich ein Zufluchtsort. Ehrenamtliche MitarbeiterInnen bieten MigrantInnen mit aufenthaltsrechtlichen Problemen Beratung und Unterstützung an. Seit 1991 ist die Samaritergemeinde Mitglied im Verein „Asyl in der Kirche“.

Auswahl von Fotografien

Fotos bitte direkt von der Homepage laden!



„Gruß aus Berlin O.“

Berlin, um 1900, Postkarte

© Bezirksmuseum Friedrichshain-Kreuzberg



Wilhelm Harnisch (erste Reihe, Mitte) mit Helfern vor dem Erwerbslosenladen in der Mirbachstraße 24 (heute: Bänschstraße)

Berlin, um 1932, Fotografie

© Elisabeth-Seniorenzentrum Dr. Harnisch Haus, Berlin



Auf Anfrage der Samaritergemeinde gespendete Medikamente werden vor dem Gemeindehaus verladen und nach Bosnien gebracht
Fotografin: Edeltraut Pohl
Berlin, 1990er Jahre, Fotografie
© Edeltraut Pohl, Berlin



Bei einem Vortrag über eine Reise in den Sudan in Räumen der Samaritergemeinde
Fotografin: Edeltraut Pohl
Berlin, ohne Datum, Fotografie
© Edeltraut Pohl, Berlin



Die Musikerguppe „MO-ZADE“ bei einem Benefizkonzert für den Flüchtlingsrat in der Samariterkirche

Fotografin: Edeltraut Pohl

Berlin, Oktober 2007, Fotografie

© Edeltraut Pohl, Berlin

Auszüge aus den Video-Interviews zur Samariterkirche heute

„Die Wende hat für uns in der Samariterkirche einen großen Umbruch gebracht: Es war nichts mehr so, wie es war.

Was dann angefangen hat, ist, dass wir mit den Flüchtlingen zu tun hatten. (...) Heute ist es so, dass alle Krisenherde der Welt unsere Arbeit im Prinzip bestimmen. Ich habe mit Menschen aus Afrika aus den unterschiedlichsten Ländern zu tun.

Die Leute kommen nicht nur zu uns, wenn sie Hilfe brauchen beim Ausfüllen von irgendwelchen Anträgen fürs Bezirksamt. (...) Manche kommen auch mit ihren privaten Problemen, weil sie hier bei den Behörden nicht zurecht kommen, Probleme haben, manche Dinge nicht verstehen, was ihnen dort gesagt wird. Dass wir dann noch mal für sie rückfragen. (...) Zu mir kommen Jesiden, Muslime, Katholiken. Ich frage prinzipiell nicht, welche Religion sie haben.“

Eine Mitarbeiterin der Samaritergemeinde

„Ich kam als Vertragsarbeiter in die DDR. In dieser Zeit war Bürgerkrieg in Mosambik und ich sollte zur Armee gehen und diese Schießerei war nicht mein Ding. (...)

Kurz nach der Wende hat unser Betreuer gesagt, dass wir nach Hause zurück müssen. Der Vertrag wurde unterbrochen, weil wir keine Arbeit mehr hatten. Die Firma wurde gekauft.

Ich wurde von der neuen Regierung illegalisiert. Man hatte nach der Wende zum ersten Mal von Illegalität gehört. „Asylant“, ich wusste noch nicht einmal, was „Asylant“ ist. Ich konnte nicht verstehen, warum ich illegal war. (...)

Das ist total hart, illegal zu sein. Man ist ein Mensch ohne Name, ohne Charakter, ohne Persönlichkeit. (...) Man darf nicht arbeiten und bekommt keine Unterstützung von nirgendwo. Aber man will leben. Wie soll man in dieser Gesellschaft leben? (...) Die Samariterkirche ist wie mein Zuhause. Sie haben mich unterstützt: mit

medizinischer Versorgung oder Ernährung oder Bürokratie. Einen Rechtsanwalt haben sie für mich gesucht. (...)

Ich lebe hier und ich werde immer hier leben. (...) Wenn mich jemand nervt, dann renne ich in das Samaritercafe, setze mich dort mit meinen Kumpels hin und wir unterhalten uns darüber. Und dann fühlt man sich wieder wohl, verdaut den Stress vom Tag. (...)

Momentan habe ich eine unbefristete Aufenthaltsberechtigung. (...) Es wäre eine Möglichkeit, dass ich einen mosambikanischen Pass behalte und einen Friedrichshainer Pass habe. Das fände ich schön. Aber ich weiß es nicht.“

Ein Mitglied der Samaritergemeinde